



ANGELA KAUPP, geb. 1960 in Köln, lebt in München. Studium der Theologie (Dipl.) und der Pädagogik (Dipl.) von 1980 bis 1986 in Würzburg. 1987 bis 1992 Pastoralreferentin in der Diözese Würzburg. Zur Zeit Referentin für Gemeindekatechese beim Deutschen Katecheten-Verein (dkv) in München. Langjähriges Engagement in der Jugendarbeit.

*Wer will, daß die Kirche so bleibt,  
wie sie ist, der will nicht, daß sie bleibt*

Die Glocke schlägt, der Gottesdienst beginnt: Drei Priester und zwei Ministranten kommen aus der Sakristei, ziehen in den Chor der Kirche ein und setzen sich auf die Stühle, weit vorne und weit oben. Es ist ein Wortgottesdienst zu Beginn der österlichen Vorbereitungszeit. Ich bin fremd in dieser Stadt, in dieser Gemeinde. Dieser Gottesdienst ist eine Chance, habe ich gedacht, die Gemeinde näher kennenzulernen und mich auf die folgenden Wochen einzustimmen, mein Leben vor Gott zu stellen und Ruhe zu finden. Aber dazu gibt es wenig Gelegenheit, statt dessen höre ich eine Predigt über die böse Welt, von der es sich abzuwenden gilt. Enge, Angst und Schuldgefühle werden hervorgerufen – auch von denen,

die den Gottesdienst leiten und in ihrer Haltung eben diese Enge und Angst vermitteln.

Mein Unbehagen wächst: Leben als Christ oder Christin geht doch nur in dieser Welt, auch Jesus lebte doch mit seinen Jüngern und Jüngerinnen in dieser Welt! Christsein und Gottesdienst haben doch etwas mit Leben, mit meinem Leben zu tun! Wo aber ist hier Platz für mich und mein Leben, wenn keine Gelegenheit zum Nachdenken gegeben wird, wenn Fürbitten – »zeitlos gültig« – aus einem Buch vorgetragen werden? Warum diese Zweiklassengesellschaft von den Männern da oben und uns, verstreut in den Kirchenbänken, hier unten? Das ist doch keine Feier! Was hat dieser Gottesdienst mit der Art und Weise zu tun, wie Jesus Menschen zur Veränderung ihres Lebens ermunterte? Was hat die Sprache dieses Gottesdienstes mit der Sprache gemeinsam, in der Jesus in Gleichnissen Gott als einen Mann schildert, der zu seinem Sohn barmherzig ist (Lk 15,11–32) oder als eine Frau, die das Verlorene sucht (Lk 15, 8–10)?

Immer größerer Ärger steigt in mir auf und ich frage mich: Warum sitze ich hier? Warum gehe ich nicht?

In einer solchen Situation frage ich mich dann grundsätzlich: Warum bin ich überhaupt (noch) Mitglied dieser Kirche, wenn so oft in ihr von einem Gott des Lebens nichts zu spüren ist? Haben Freundinnen und Freunde recht, die sich schon lange abgewandt haben, die nichts mehr erwarten von Kirche und Gemeinde? Warum bin ich nicht gegangen, sondern arbeite – noch dazu hauptamtlich – in dieser Kirche? Warum engagiere ich mich als Frau in einer Kirche, deren Patriarchat eine fast unantastbare Aura hat? Fragen, die ich mir in den letzten Jahren immer wieder stellte. Eben weil so vieles nicht zu der Botschaft paßt, die Jesus uns vorgelebt hat. Weil Widersprüche zwischen Kirche und Evangelium nicht zu leugnen und auch nicht zu beschönigen sind. Es gibt Momente, in denen das »Warum« ohne Antwort bleibt. Aber es gibt an-

dere Zeiten, in denen ich spüre, daß diese Erscheinungsweise von Kirche nur ein Teil ist und für mich nicht der wesentliche.

Drei Gründe möchte ich nennen, die mir – trotz vieler Fragen – ein Ja zur Kirche ermöglichen:

1. Ich glaube an den Kern des Christentums, aus dem heraus sich Kirche entwickelt hat, an die Botschaft von Jesus Christus. Ich vertraue auf einen Gott, der will, daß wir als Frau oder Mann auf dieser Welt leben; der viele Unterschiede nicht kennt und nicht macht, mit denen wir versuchen, Menschen einzuteilen und auszugrenzen. Ich glaube an eine göttliche Kraft, die uns mit ihrer Lebendigkeit ansteckt und uns in Freiheit und ohne Ängstlichkeit handeln läßt.

2. Von dieser Kraft der Lebendigkeit habe ich in der Kirche manchmal etwas gespürt: Als Kind war es vielleicht das Geheimnisvolle, das mir eine besondere Nähe zu Gott ermöglichte. Als Jugendliche erlebte ich an religiösen Wochenenden, daß Gottesdienst und Kirche nichts mit steifen Formen zu tun haben, daß es keine unantastbaren Rituale gibt. Ich habe Gottesdienste mitgefeiert, in denen das eigene Leben und das gemeinsam Erlebte vor Gott gebracht wurde; Feiern, in denen Fragen und Bitten einander und Gott mitgeteilt wurden. Gottesdienste, die Freiheit atmeten und in denen wir mit unseren – noch so unausgereiften – jugendlichen Ideen Platz hatten.

Ich konnte in kirchlichen Jugendverbänden erleben, daß Kirche nicht »die da oben« oder »die Amtskirche« sind, sondern daß wir gemeinsam Kirche sind und als Volk Gottes dazu berufen, mit unseren Fähigkeiten Kirche zu gestalten. Ich habe in dieser Kirche Menschen getroffen, die für mich als Christen erkennbar und überzeugend waren und sind. Sie strahlten etwas aus, das ich »Weite Gottes« nennen möchte. Natürlich begegnete ich in meiner Kindheit und Jugendzeit auch Menschen, die Enge und Angst verkörperten und dies als ihre Form von Christsein

lebten. Aber die positiven Erlebnisse waren die wichtigen. Sie machten Glaube und Kirche für mich interessant und frag-würdig, d.h. der Nachfrage und kritischen Rückfrage wert. Positive Erlebnisse waren es, die mich zu dem Entschluß brachten, Theologie zu studieren, um als Frau Kirche auf diese Weise mitzugestalten. Die positiven Erfahrungen von einer Kirche, in der Gottes Freiheit wirkt, wollte ich gerne weitererzählen. Durch das Studium erkannte ich, daß heutiges Leben und heutige Erkenntnisse – theologische und humanwissenschaftliche – kein Widerspruch zum Glauben sein müssen. Ich konnte Verbindungslinien sehen und kann dies heute immer noch. Ich erfuhr, wie Kirche sich geschichtlich zur heutigen Gestalt entwickelte, und kam zu der Überzeugung, daß eine Weiterentwicklung im Sinne Gottes ist. Deshalb begann ich nachzufragen, wenn ich keinen Bezug zwischen (alten) Traditionen und heutigem Leben sehe, wenn mir liturgische Formen und Sprache heute unverständlich erscheinen. Das Studium gab mir auch einen wachen Blick dafür, wo Frauen in Bibelauslegung und Kirchengeschichte ausgeklammert wurden und werden. Immer mehr wuchs meine Überzeugung, daß dies nicht dem Evangelium entspricht, und mein Wunsch, an einer partnerschaftlichen Kirche mitzuarbeiten.

In verschiedenen Praktika und in meinen Tätigkeiten als Pastoralreferentin und nun als theologische Referentin lernte ich verschiedene Gemeinden mit unterschiedlichen Menschen und ganz verschiedenen Priestern kennen. In der Zusammenarbeit merkte ich: Ich habe Platz mit meinen Ideen und mit meiner Art zu glauben; gemeinsam bemühen wir uns um eine Kirche und eine Gemeinde, in der Partnerschaftlichkeit und Weite Gottes zu spüren sind; gemeinsam suchen wir nach neuen Formen, Glauben heute zu leben und auszudrücken.

3. Ein weiterer wichtiger Grund, warum ich mich in der Kirche engagiere, ist meine Überzeugung, daß die christ-

liche Botschaft auf Gemeinschaft hin angelegt ist. Ich brauche Menschen, mit denen zusammen ich versuche, als Christin zu leben. Es ist mir wichtig, Weggefährtinnen und Weggefährten zu haben, die mich ermutigen oder mein Denken und Handeln kritisch hinterfragen. Diese Anwesenheit von Menschen, die auch versuchen, christlich zu leben, gaben und geben mir für meinen Glauben eine sogenannte »Plausibilitätsstruktur«. Mein Idealbild dieser Gemeinschaft ist möglichst vielgestaltig, so wie sich das Leben in seiner Fülle und Verschiedenartigkeit zeigt: Verschiedene Generationen, verschiedene Geschlechter und Nationen bringen sich, ihre Lebenssituation und ihren Glauben gleichermaßen und gleichberechtigt ein. Die Wahrheit wird gemeinsam gesucht. Vielleicht eine Utopie, dennoch hoffe ich immer noch, daß dieses Ideal nicht in einer christlichen Sondergemeinschaft, sondern in einer »normalen« (Pfarr-) Gemeinde lebendig werden kann, weil hier die unterschiedlichsten Menschen sich treffen und sich einbringen könnten.

Leider habe ich auch erfahren, daß mein Idealbild und mein Wunsch, die Kirche möge heutige Lebensäußerungen zulassen, auf Ablehnung und Angst stoßen. Impulse zur Veränderung werden oft nicht als konstruktiv, sondern feindschaftlich empfunden. Ich möchte jedoch in Anlehnung an einen Satz von Erich Fried (»Wer will, daß die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, daß sie bleibt«) in bezug auf die Kirche behaupten: Wer will, daß die Kirche so bleibt, wie sie ist, der will nicht, daß sie bleibt. Das gilt meines Erachtens für die Gemeinde am Ort ebenso wie für die Gesamtkirche.

Für mich und mein Engagement in der Kirche ist entscheidend, daß Kirche die verändernde Kraft Gottes zuläßt. Noch habe ich die Hoffnung, daß Veränderungen – im selbstkritischen Rückbezug auf Schrift und Tradition – möglich sind. Und solange ich diese Hoffnung nicht aufgegeben habe, erhebe ich Einspruch, wenn ich glaube,

daß nicht das Evangelium, sondern eine andere Botschaft verkündet wird. Konflikte sind dabei nicht zu umgehen, weil geltende Machtstrukturen hinterfragt werden. Manches verändert sich (leider) erst durch Auseinandersetzung. Gerade als Frau in der Kirche merke ich, daß diese Auseinandersetzung ausgetragen werden muß, weil wir – oft unberechtigt – in Grenzen verwiesen werden. Unberechtigt deswegen, weil Jesus anders handelte: Während er in seinem Verhalten Frauen gegenüber der gesellschaftlichen Situation voraus war, kann Kirche dies heute nicht für sich reklamieren. Die Zukunft der Kirche und meine Zukunft in ihr hängen davon ab, ob Menschen gemeinsam Wege suchen und sich Lebensräume ermöglichen oder ob an starren Grenzen festgehalten wird.

In meiner Hoffnung auf Gottes Kraft, die zu neuen Schritten ermutigt, stärkt mich manchmal der Blick in die Kirchengeschichte; der Blick auf Menschen, die erst beim zweiten oder dritten Anlauf mit ihrem Glauben in der Kirche zu Wort kamen. Es tröstet mich etwas, daß es fast allen so erging, die heute als Heilige verehrt werden. Die Haltung der Kirche scheint im Laufe der Zeit veränderbar. Fragen bleiben.

Ich hoffe, daß Gottes Geist wirklich weht, wo er will!